

Lindenhofpost : Beilage zu den Blättern für Krankenpflege

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Blätter für Krankenpflege = Bulletin des gardes-malades**

Band (Jahr): **30 (1937)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LINDENHOFPOST

BEILAGE ZU DEN BLÄTTERN FÜR KRANKENPFLEGE

Erscheint alle 2 Monate

Schwesterntag in Bern vom 30. Mai 1937.

Wer zählt die Schwestern, nennt die Namen — von Nord, von Süd, von Ost und West kamen sie — nicht alle konnten kommen, leider, auch einige Diplomandinnen fehlten, aber viele, viele. Und die andern, die Nicht-anwesenden, waren doch in Gedanken bei uns. Wohl kaum ein Zug, der im Berner Bahnhof einfuhr, ohne dass einem der Wagen eine Lindenhofschwester entstieg — alle wollten nach Bern. Warum? Wozu? Wer kann noch an der Antwort zweifeln — hat uns Herr Dr. Ischer in seiner charmanten Rede nicht von neuem die Antwort eingepaukt: *Sympathikus*, und zwar allein, ohne Gegenwirkung des *Parasympathikus*. Trotz aller Verschiedenheiten der Geisteseigenschaften, Fähigkeiten, Charakteren, Ansichten, Verschiedenheit der Wesen überhaupt, fühlten wir doch alle, dass wir irgendwie zusammen gehören, zusammenhalten müssen, wenn wir etwas Grosses erreichen wollen.

In sommerlicher Hitze, bei strahlendem, wolkenlosem Himmel erreichten wir den Lindenhof. Die Fahne flatterte im Wind, das rote Kreuz im weissen Feld, Zeichen der Genfer Konvention. Wir versammelten uns im blumenübersäten Schulzimmer. Und in dem wohlbekanntem Raum erhielten die Diplomandinnen ihre Diplome. Dank der liebenswürdigen Rede von Herrn Oberrichter Blumenstein erinnerten wir uns noch einmal an unsere Ausbildungszeit, an unsere Tätigkeit und Pflichten — und wenn auch unser Leben 20 Jahre kürzer als dasjenige gewöhnlicher Sterblicher sein soll, richten wir dennoch unseren Blick sinnend ins Weite — ins Leben treten. Und dann, wenn wir wirklich ins Leben treten, müssen, wollen und dürfen wir mehr Verständnis für einander zeigen. Ja, Frau Oberin, wir wollen ernst machen damit, Fühlung suchen, Fühlung nehmen, in Fühlung bleiben und selbst die Fühlung mit dem Gegner nicht verlieren. Denn der Grundgedanke von Tolstois Ausspruch: In den Beziehungen von Mensch zu Mensch ist die Liebe unentbehrlich, die Nächstenliebe der Menschen ist die einzig mögliche Grundlage für das Leben — hat doch immer wieder Berechtigung.

Gesang folgte und danach diverse Gruppenbilder im Garten, wobei die Abschiedszenen den Photographen in technischer Hinsicht etwas in Ver zweiflung brachten (es handelte sich um eine Kiste, denn kaum war die Aufstellung perfekt, rutschte die lebende Statue vom Sockel, respektive Kiste, und verzogene Gesichter lieben Photographen bekanntlich wenig). Wir freuten uns riesig als wir Herrn Dr. Schatzmann, Herrn Dr. Ischer, Frau Oberin Michel und Herrn Verwalter Brunner auf unsere Bilder locken konnten. — Im «Schänzli» nebst kulinarischen Genüssen viele Reden. Und an einem der langen Tische entdeckten wir Herrn Dr. Röthlisberger, noch in Uniform, eben vom Militär kommend. Fabelhaft, dass Sie plötzlich dann doch da waren — wir danken für das Vertrauen, das Sie uns und unserer «Rekrutenausbildung» entgegen bringen.

Schliesslich angesichts des internationalen Kongresses in London noch eine Aussprache. Den Schluss des Schwesterntages bildete ein Tee im Lindenhof. — Frau Oberin Helene Martz, Herrn Dr. von Fischer, Herrn Dr. Röthlisberger, Herrn Oberrichter Blumenstein, Herrn Dr. Ischer, Herrn Dr. Schatzmann, Frau Oberin Michel, Herrn Verwalter Brunner, Schwester Cécile Flück, Schwester Martha Spycher — ihnen allen und allen andern Mithelfenden unseren aufrichtigen Dank für diesen schönen 30. Mai.

Im Namen der Diplomandinnen

Schw. M. A. V.

Im Gedenken an Schwester Erna Liechti.

Wie an dem Tag, der Dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
Bist also fort und immer fort gediehen
Nach dem Gesetz, nach dem Du angetreten.
So musst Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sprachen schon Sybillen, so Propheten,
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Goethe.

Ein schwerer Lebenskampf ist beendet. Schw. Erna Liechti ist am 17. August gestorben. So wie sie es oft erhofft hat, mitten aus der Arbeit, nach kurzer Krankheit, ist sie ganz still aus dem Leben gegangen. — Nach sorgenloser Kinderzeit wurde sie durch die russische Revolution aus ihrer kaukasischen Heimat vertrieben und zum Krankenpflegeberuf geleitet. Ihr Schwesternleben war durchdrungen von Liebe, Hingabe und Gewissenhaftigkeit ihren Kranken gegenüber, von Freude an allem Schönen und von unstillbarem Heimweh nach der heimatlichen Scholle und nach ihrer früh verstorbenen Mutter. So erlebten wir Schw. Erna. — Eine kleine Episode aus unserem Zusammensein soll sie zeichnen:

Schwestern-Weihnacht. Darbietungen folgen sich. Auch sie, leise, versonnen, setzt sich mit einer Laute unter uns. Einige kurze, tastende Töne, ein Moment spannender Stille — und dann klingen aus heimwehsschweren Sinnen gezeugt russische, alte Weisen. Weltfern ist ihre Stimme, weltfern ihr Blick.

Verklungen sind ihre Töne, nicht aber ihr Sehnen. Es war das erste und letzte Mal, da sie uns sang. Heimweh verstummte ihre Lieder. — Ihr Leben ist entschwunden, das Heimweh gestillt.

—a—r

Von der Zurückhaltung.

Wir wollen gegenseitig nicht zu zurückhaltend sein, sondern einander Liebe schenken, auf die Gefahr hin, dass man uns auch einmal nicht versteht. Besonders derjenige unter uns, der irgendwie andere Menschen zu leiten und anzuleiten hat, er gebe ihnen etwas von dem Seinigen mit, wo sich die Gelegenheit bietet. Glücklicher, dem Unmittelbarkeit gegeben ist als Gottesgabe! Die hat nicht jeder. Wer Unmittelbarkeit hat, der brauche sie! Wem aber Zurückhaltung als Teil seines Wesens auferlegt ist, der suche doch die

Form der Mitteilung, die seiner Art entspricht, wie auch er bei anderen Flammen anblasen kann. Wir sind ja viel zu zurückhaltend! Darum rufe ich gerade in den Kreis derer, die dieses Büchlein lesen, hinein: Weniger Zurückhaltung!

Aber gleichzeitig muss ich freilich den Ruf erschallen lassen: Dennoch Zurückhaltung! Denn andererseits drängt uns gerade die Ehrfurcht vor dem geistigen Sein des anderen zur Zurückhaltung, dass wir dem Wesen und Sein des anderen nicht zu nahe treten, sondern es achten — auch wenn wir es nicht verstehen. Schweitzer sagt da in dem Buch «Aus meiner Kindheit und Jugendzeit», Seite 55: «Ist nicht in dem Verhältnis des Menschen zum Menschen viel mehr geheimnisvoll, als wir es uns gewöhnlich eingestehen? Keiner von uns darf behaupten, dass er einen anderen wirklich kenne, und wenn er seit Jahren täglich mit ihm zusammen lebt. Von dem, was unser inneres Erleben ausmacht, können wir auch unseren Vertrautesten nur Bruchstücke mitteilen. Das Ganze vermögen wir weder von uns zu geben, noch wären sie imstande, es zu fassen. Wir wandern miteinander in einem Halbdunkel, in dem keiner die Züge des anderen genau erkennen kann. Nur von Zeit zu Zeit, durch ein Erlebnis, das wir mit dem Weggenossen haben, oder durch ein Wort, das zwischen uns fällt, steht er für einen Augenblick neben uns, wie von einem Blitze beleuchtet. Da sehen wir ihn, wie er ist. Nachher gehen wir wieder, vielleicht für lange, im Dunkel nebeneinander her und suchen vergeblich, uns die Züge des anderen vorzustellen. Dieser Tatsache, dass wir einer dem anderen Geheimnis sind, haben wir uns zu ergeben. Sich kennen, will nicht heißen, alles voneinander wissen, sondern Liebe und Vertrauen zueinander haben und einer an den anderen glauben. Ein Mensch soll nicht in das Wesen des anderen eindringen wollen. Andere zu analysieren — es sei denn, um geistig verwirrten Menschen wieder zurecht zu helfen — ist ein vornehmes Beginnen. Es gibt nicht nur eine leibliche, sondern auch eine geistige Schamhaftigkeit, die wir zu achten haben. Auch die Seele hat ihre Hüllen, deren man sich nicht entkleiden soll. Keiner von uns darf zum anderen sagen: Weil wir so und so zusammengehören, habe ich das Recht, alle Deine Gedanken zu kennen. Nicht einmal die Mutter darf so gegen ihr Kind auftreten. Alles Fordern dieser Art ist töricht und unheilvoll. Hier gilt nur Geben, das Geben weckt. Teile von deinem geistigen Wesen denen, die mit dir auf dem Wege sind, so viel mit, als du kannst, und nimm als etwas Kostbares hin, was dir von ihnen zurückkommt ...

Darum meine ich, dass sich auch keiner zwingen soll, mehr von seinem inneren Leben preiszugeben, als ihm natürlich ist. Wir können nicht mehr, als die anderen unser geistiges Wesen ahnen lassen und das ihrige ahnen. Das einzige, worauf es ankommt, ist, dass wir darum ringen, dass Licht in uns sei. Das Ringen fühlt einer dem anderen an, und wo Licht in Menschen ist, scheint es aus ihnen heraus. Dann kennen wir uns, im Dunkel nebeneinander hergehend, ohne dass einer das Gesicht des anderen abzutasten und in sein Herz hineinzulangen braucht.»

Ist nicht das wirklich das Wichtigste für uns, von denen Leben ausgehen soll auf andere, dass Ringen um Licht in uns sei? Ich glaube, das ahnt einer vom anderen, und davon geht die stärkste Wirkung aus. Freilich, wenn

Feigheit und Zaghafteit Untugenden sind, ist es auch Untugend, im Ausprechen der inneren Dinge noch zurückhaltender zu sein, als uns natürlich ist. Es soll gewiss nicht gezwungen bei uns herauskommen, aber wir sollen doch auch danach streben, dass etwas aus uns herauskommt. Darum *weniger Zurückhaltung und dennoch Zurückhaltung*. Aus P. Pilgram «Lebenshilfe».

Verschiedene Nachrichten.

Schwester *Rosette Ellenberger* schickt Grüsse aus Alexandrien.

Schwester *Irene Kobelt* schreibt aus Barcelona: Neues ist nicht zu berichten. Der Krieg macht müde und die Bombardiererei zermürbt. Uns ist es aber bis jetzt verhältnismässig immer gut gegangen. Auf Ihr Päckli freue ich mich. Es macht froh, zu fühlen, dass man nicht verlassen ist. Herzlichen Dank und Ihnen und den Schwestern liebe Grüsse. (Leon XIII, 74, Barcelona.)

Schwester *Alma Ammann* schreibt aus Birmingham, General Hospital: Unsere Arbeitszeit geht von morgens 7 bis abends 9 Uhr. Dann habe ich aber (als diplomierte Schwester) jeden Tag 2½ Stunden Freizeit; jede Woche einen halben Tag und jeden Monat einen ganzen Tag. Für jede Mahlzeit haben wir genau ½ Stunde; das Morgenessen ist dann aber vor der Arbeit, das Nachtessen nach der Arbeit. Die Arbeitseinteilung ist grundverschieden zu der unseren. Man arbeitet einfach alles miteinander und wenn die Freistunde oder das Essen kommt, lässt man die Arbeit fallen, wo man steht, und die andere Schwester, die gerade von der Freizeit kommt, fährt weiter. Dabei fühlt man sich natürlich lange nicht so verantwortlich für die Patienten, wie wenn man einen Saal oder einige Zimmer für sich hat. Schöner ist es aber doch, die Verantwortung zu tragen und die Patienten von A—Z zu besorgen. Ich bin allein als Schweizerin hier, obwohl von verschiedenen Ländern Schwestern hier arbeiten. Wir haben sogar zwei Negerinnen. Im ganzen sind wir ungefähr 200 Schwestern.

Schwester *Alice Peyer* schreibt aus Kabul. Sie arbeitet momentan noch im alten Spital, hofft aber, dass sie bald ins neue umziehen könne: Fast jeden Tag haben wir einen Notfall, gewöhnlich Schussverletzungen, denn das Volk, das in den Bergen lebt, ist sehr räuberisch und kriegerisch veranlagt. Oft kommt es auch vor, dass sie erst nach vielen Tagen zu uns kommen und die ganze Wunde furchtbar stinkt und voll von Würmern ist. Es ist gut, dass ich in Afrika war, so habe ich doch schon eine etwas andere Einstellung, als wenn ich immer nur in der Schweiz gewesen wäre. Sehr herzlich grüsst die «Lindenhofs»! S. A.

Personalnachrichten.

Schwester *Emilie Fornerod*, Avenches, und Frau *Marguerite Grübel-Beck*, Münchenbuchsee, haben ihre Mutter verloren. Schwester *Marianne Ritz* in Bern betrauert ihren Bruder. — Frau *Doris Bonifazi-Steiner* zeigt die Geburt ihrer Tochter *Regula* an und Frau *Dora Fiechter-Rothen* die Geburt ihres Sohnes *Ralph-Friedrich*. — Schwester *Mary Buchhofer* zeigt uns ihre Vermählung mit Herrn *Prof. M. Dubois* an und Schwester *Elsbeth Hatt* ihre Verlobung mit Herrn *Dr. Schiltknecht*.

Von Brugg erhalten wir die Nachricht vom Tode des langjährigen Herrn *Verwalters Biland*. In treuer Arbeit hat er seine ganze Kraft in den Dienst des Brugger Spitals gestellt, und alle Schwestern, die dort gearbeitet haben, werden ihm ein dankbares Andenken bewahren.